

„Wie Zellen miteinander reden“

Anmerkungen zu den klingenden Texten von Alexander Kluge

Einen „Text im Klang“ für Kompositionsaufträge zu suchen und dabei im Werk von Alexander Kluge fündig zu werden: Eine günstige Ausgangssituation. Kluges erzählerische Kompendien - von der *Chronik der Gefühle* bis herauf zu *Kongs große Stunde* -, sein nicht minder umfangreiches Oeuvre als Film- und TV-Macher (und in diesem Bereich quasi: Gegenüber, Gesprächspartner), seine Ein- und Auslassungen zu philosophischer, politologischer, soziologischer Theorie (siehe etwa *Der unterschätzte Mensch*, gemeinsam mit Oskar Negt): Sie laufen alle untereinander, miteinander, ineinander hinaus auf ein Konzept der pluriversalen Montage, die in sich selbst naturgemäß musikalischen Prinzipien folgt.

Das gilt für die einzelnen Texte selbst, die im übrigen nicht selten rund um Musik als Ausgangspunkt und Leitmotiv kreisen (*Der imaginäre Opernführer*); es gilt für die Konstellationen, aus denen heraus sie zum Klingen kommen; es gilt - im Off der TV-Gespräche wie auch in schriftlicher Form - für die Stimme und die Handschrift eines Autors, der wie wenige andere zu atmen und zu strukturieren und zu „singen“ weiß. *Wer immer hofft, stirbt singend* lautet der bezeichnende Titel einer seiner geschätzt 5.000 kürzesten und längeren Geschichten, die er fort und fort zu Chroniken der „Gefühle“ und des „Zusammenhangs“ ineinander verschachtelt, in denen, wie er einmal in einem Gespräch sagte, gilt:

„Die Geschichten bilden untereinander Gegensätze oder Konkurrenzen, manchmal ergeben sie zusammen ein Full House. Nicht mit einem Handlungsraaster, einem Handlungszwang. Über ein paar Ortsangaben hinweg kann man an verschiedenen Enden des Buches auf dieselbe Erzählung stoßen. Zum Beispiel sämtliche Wasserläufe vom Flüsschen Pripjet hin zur Wolga oder dem Brahmaputra, der Lena, dem Euphrat und Tigris: Wenn Sie nichts weiter täten, als in dem Buch alle Flüsse, alle Behauptungen und Erzählungen übers Wasser zusammen zu greifen, hätten Sie eine eigene Geschichte. Dasselbe könnten Sie mit der Wilden Jagd der Geister machen. Es ist wie ein Wetter, das den Planeten umrundet. Darüber Karten zu haben, Informationen, Navigationsmöglichkeiten, das ist ein Gebrauchswert eines solchen Buches in meinen Augen.“

Wasserläufe und Geisterjagden. Oder, auch so ein Beispiel: Kleinste Zellen und Elefanten. Und deren jeweiliges Gedächtnis. Nicht selten bedienen sich Rezensenten des Kluge-Pluriversums, in dem divergierende Zeitmaße, Größenverhältnisse, Maßverhältnisse mit einander kommunizieren, eines lexikalischen Prinzips. Kluge selbst, der

rund um sich schon genügend Mitstreiter/innen für eine „Enzyklopädie“ geschart hat, bevorzugt eher den Begriff des „cross-mapping“: „Man legt Karten aufeinander und an den Differenzen merkt man, worauf man achten sollte.“ Den „Atlas“, an dem der mittlerweile 86-jährige seit seinen frühen Tagen im Umfeld der Frankfurter Schule arbeitet, darf man sich also wie ein Werk in transparenten Schichten vorstellen, in denen sich Adornos „Minima Moralia“ über oder unter Walter Benjamins „Passagenwerk“ schieben, Proust mit Robert Musil, Heiner Müller mit Helge Schneider in Kontakt tritt, „der Sechsjährige in mir und der gestirnte Himmel über mir“ kommunizieren.

Das hat System, aber dieses System erschließt sich vor allem im 20. und 21. Jahrhundert, in denen die Maßverhältnisse auch des Politischen zutiefst aus der Balance geraten scheinen, erst unter dem Mikroskop des Zellforschers oder aus der Satellitenperspektive. Eine Novelle wie Thomas Manns *Tod in Venedig* könne er nicht schreiben, sagte Kluge einmal. „Bei mir hieße das eher ‚Massensterben in Italien‘“. Oder, um bei den für den Grazer „Text im Klang“ tonangebenden Zellen und ihrer Sehnsucht nach der Temperatur der Urmeere zu bleiben: Sie erzählen in ihrem Mikrokosmos von größtmöglichen Zeit- und Erinnerungsmaßen.

Immer wieder kehrt der Erzähler zu ihnen zurück. Wie heißt es im Text „Wie Zellen mit einander reden“: „Es scheint, dass alles miteinander spricht.“ Daraus keine wilde Kakophonie zu entwickeln, sondern eine vielstimmige Form lakonischer Gelassenheit, gehört zur Unverwechselbarkeit des Kluge-Pluriversums. Dieses wirkt vielleicht auf den ersten Blick respekt einflößend unübersichtlich. Letztlich ist es aber nichts weniger als eine zutiefst menschenfreundliche Einladung an den Leser/Betrachter, in Eigeninitiative querzulesen. Texte aus dem Zusammenhang gerissen in neue Zusammenhänge zu stellen. Vorliegendes neu zu komponieren.

An der Wirkkraft eines Textes ist der Leser nämlich ebenso beteiligt wie der Autor. „Bücher schreibt man nicht alleine.“ „Glücksuche“ (auch so ein zentraler Begriff bei Kluge) bedarf zu ihrem Gelingen der Dialogfähigkeit, der „Senkung der Ich-Schwelle“. „Das Urvertrauen steckt in fast allen meinen Geschichten“, sagt Alexander Kluge in dem schönen Lesebuch *Glückliche Umstände, leihweise*. „Aber nicht, weil ich ein Glaubensbekenntnis habe, das für Hoffnung spricht. Vielmehr besitzen wir Menschen eine Mitgift, die eine Grundbedingung unserer Erfahrung darstellt. Und so kommen wir auf die Zellen zu sprechen, die mehr wissen als der ganze Körper. In dem Programm der Zellen steckt dieses Urvertrauen bereits, sonst würden sie gar nicht leben.“

Claus Philipp